



Merkwürdige Zahlenspiele

An einem Sonntagmorgen, es war der 8.2.1925, kam ich gegen 7 Uhr auf die Welt. Die Quersumme meines Geburtsdatums beträgt 27, also 3 mal 3 mal 3. Ist das eine besondere Glückszahl? Meine Mutter war 27 Jahre alt, als sie mich als drittes Kind auf die Welt brachte.

Margarete Hübener hatte am 9.11.1920 mit 23 Jahren den 13 Jahre älteren Pastor lic. Georg Sternberg geheiratet ($23+13=36$). Er war 36 Jahre alt. Nach knapp 36 Jahren Ehe starb er 1956. Sie war danach über 35 Jahre lang Witwe, ehe sie am 23.9.1991 die Augen schloss, auf den Tag genau 3 Jahre nach dem Einzug in unsere schöne Eigentumswohnung in Göttingen, Wilhelm-Weber-Straße 44 am 23.9.1988.

Ihren am 21.10.1921 geborenen Stammhalter nannten meine Eltern Johannes Georg nach dem Verkündiger Jesu und dem Gottesstreiter. Kurz nach seiner Geburt, meine Mutter stillte den Jungen noch, wurde sie schon wieder schwanger. Am 20.1.1923 kam meine Schwester Marianne zur Welt. Sie erhielt ihren Namen nach Jesu Mutter und Großmutter, Marie und Anna. Meine Mutter fühlte sich überfordert und wäre am liebsten in ihr Elternhaus zurückgekehrt; doch ihr Vater sagte, sie habe Georg trotz seiner Warnung – er hätte dem 13 Jahre älteren Mann lieber eine seiner älteren Töchter gegeben, sie sei noch zu jung – aus Liebe geheiratet, jetzt müsse sie durchhalten.

Da ich bei Vollmond geboren wurde, stehen auf meinem Horoskop Sonne und Mond in Opposition, also einander gegenüber. Genau in der Mitte darüber steht Saturn, der strenge Hüter der Form. Im Horoskop steht die Sonne (französisch le soleil) für den Mann, der Mond (französisch la lune) für die Frau. Meine Mutter gehorchte dem Gebot ihres Vaters, den sie verehrte und liebte, und blieb treu bei ihrem Mann durch fast 36 schwere Ehejahre.

Sie wollte kein drittes Kind mehr haben; doch er überrumpelte sie. Bei meiner Geburt war der Kinderarzt zugegen, zeigte ihr das Neugeborene. „Die ist gut so“, sagte er, legte mich nieder und kümmerte sich erst einmal um meine Mutter. Vaters ältere Schwester Mieke kam, der Wöchnerin zu helfen, den Haushalt zu führen. Sie erkundigte sich nach Vorräten und Hausrat. Meine Mutter stellte stolz die Gegenfrage: „Hast du dir schon mein Kind angesehen?“ Und die im Haushalt erfahrene, aber unverheiratete Tante Mieke ging gehorsam zu meiner Wiege. „Sie ist sehr schön!“ Hier fühlte sich meine Mutter ihr überlegen und hat mir die Geschichte dutzendmal erzählt.

Meine Mutter wählte für mich den Namen LUISE aus. Als Preußin verehrte sie die Königin Luise. Außerdem sollte ich den Namen ihrer Schwester Erika und den der



Schwester meines Vaters Frieda tragen. Tante Frieda bat darum, das e aus ihrem Namen fortzulassen, es sei harmonischer, wenn alle drei Namen je 5 Buchstaben hätten und das i in der Mitte. So heiße ich nun Lujse Eri̇ka Fṙida. Aus einer alten Nomenklatur erfuhr ich, dass i für Lernen und Lehren steht. Bittet man mich, meinen Zunamen zu buchstabieren, sage ich: Stern am Himmel und Berg auf der Erde und verrate damit meine Lebensauffassung.

Mein Vater war Pastor in Siedenbollentin, Kreis Demmin in Pommern. Dort kam mein Bruder als ABC-Schütze in die Dorfschule. Meine Eltern wollten ihren Kindern eine gute Schulbildung ermöglichen, und so bewarb sich mein Vater in verschiedenen Städten und erhielt eine Pfarrstelle an der Reglerkirche in Erfurt.

Mitten im ersten Schuljahr musste der kleine blonde Hans im Matrosenanzug überwechseln in eine Erfurter Stadtschulklasse, und seine neuen Klassenkameraden waren im Lernstoff schon weiter fortgeschritten. Also wurde daheim fleißig mit ihm geübt, was nicht ohne Tränen abging. Auch meiner Schwester Marianne fiel das Lernen nicht leicht. Ich bekam Angst vor der Schule und ließ mir von den Eltern und Geschwistern erzählen, was auf jeder Fibelseite unter dem Bild stand. Als ich dann 1931 eingeschult wurde, konnte ich zwar nicht lesen, wusste aber die halbe Fibel auswendig und hatte keine Lernschwierigkeiten.

Zu Hause wurde ich zufällig Zeuge, wie meine Mutter klagte: „Wenn die Dritte auch nicht lernen mag, braucht sie nicht aufs Lyzeum zu gehen, soll in der Volksschule bleiben. Ich kann nicht mehr.“ Nun wusste ich, woran ich war. Ich liebte meine Mutter zu sehr, als dass ich ihr diese Worte übelgenommen hätte, fühlte mich verantwortlich für mich selbst und wurde selbständig. Eine Tante schenkte mir zum Geburtstag das Kinderbuch vom Weißmäuschen. Mit diesem weißen Tier im Familienkreis grauer Mäuschen identifizierte ich mich und las die Geschichten immer wieder.

Im Heimatkundeunterricht war ich ein kleines Dummchen, die Diktate schrieb ich fehlerfrei. Meine Aufsätze waren kurz und ein bisschen langweilig. Meine Erfurter Klassenkameradinnen hatten vom Radio her und von den Gesprächen am Familientisch bessere Lernvoraussetzungen. Nur in der Mathematik half ihnen das nicht. Ich passte gut auf, dachte mit und konnte am Ende denen, die etwas nicht verstanden hatten, alles erklären. Das gab mir einen festen Stand in der Klassengemeinschaft. Später gab ich Nachhilfeunterricht für jüngere Schüler und hatte nun auch eigenes Geld, mir die Bücher zu kaufen, die ich gern lesen wollte. Unsere Eltern kauften uns die notwendigen Schulbücher und –hefte, gaben uns aber kein Taschengeld. Es war so lästig, um alles zu bitten oder zu melden, wenn man 10 Pfennige verloren hatte.



Ich lernte gern, wusste noch nicht, welchen Beruf ich ansteuern sollte. Also wollte ich mir die Voraussetzungen für möglichst viele Berufe verschaffen, auf Geld für ein Studium konnte ich nicht hoffen. Also lernte ich fleißig in allen Fächern, hatte wenig Ablenkung, es gab weder Reiten noch Tennis, nur Haus und Garten, ganz selten Kino- oder Theaterbesuch.

Bis auf den heutigen Tag lerne ich gern, folge neugierig allen Forschungen. Mit jeder neuen Sprache lernte ich neue Denkgewohnheiten kennen. Ich nutzte meine Gabe, alles Verstandene anderen zu erklären und wurde Lehrerin, erst bei den Schulkameraden, dann in der einklassigen und in der mehrklassigen Volksschule, in der Auslandsschule, in der Realschule (Geographie, Französisch und Mathematik), als Leiterin des Fachseminars Französisch für Realschullehrer, als Studienrätin für Russisch und Französisch, zuletzt als Heilpraktikerin mit Einzelpatienten. Lernen und Lehren haben mein Leben bestimmt.

Die ersten 25 Jahre meines Lebens waren meine Lern- und Wanderjahre. Seit 1950 wohne ich in Göttingen, unternahm von hier aus lernbegierig viele Ferienreisen in alle Erdteile, war 4 Jahre in Kairo, anderthalb Jahre in Wien, 4 Jahre in Bochum. Von 1963-1988 hatte ich eine bildhübsche 52m²-Wohnung in Göttingen Am Kirschenberge 86 mit Ausblick über die ganze Stadt. Als ich dort einzog, sagte einer der Packer: „In dieser schönen Wohnung werden Sie bis an Ihr Lebensende bleiben, außer Sie kaufen sich eine Eigentumswohnung.“

Ich blieb 25 Jahre dort, bis ich meine Mutter zu mir nahm und meine Wohnung für uns beide nicht ausreichte. 1988 kaufte ich für uns eine 104m² große Eigentumswohnung in der Wilhelm-Weber-Straße 44. Wir zogen am 23.9.88 ein. Wenn ich hier 10 Jahre wohnen darf, hat sich der Umzug gelohnt, dachte ich. Jetzt sind es schon 22 Jahre. Ob ich wohl auch hier 25 Jahre bleiben darf?

Meine Mutter wohnte bei mir bis an ihr Lebensende am 23.9.1991, auf den Tag genau drei Jahre, da war die Kaufsumme abbezahlt, und das Geld auf ihrem Konto reichte für Grab und Beerdigung. Es ist ein Tiefgrab für uns beide. Auf dem Grabkreuz ist noch Platz für meinen Vornamen und die Lebensdaten. Meine Mutter ist 94 Jahre alt geworden. Auf dem rötlichen Granitkreuz steht: Sternberg Margarete 1897-1991. Darunter ist Platz für Luise 1925-2025.

Meine Göttinger Postleitzahl ist symmetrisch: 37073, Quersumme davon 20. Die Quersumme meiner Göttinger Telefonnummer 58232 beträgt ebenfalls 20. Mein Bruder ist am 21.10.1921 geboren.

Seine Frau ist am 26.3.1926 geboren.

Sie heirateten am 4.10.1951, Quersumme 21.



Kindheitserinnerungen

Hinter unserem Siedenbollentiner Pfarrhaus befand sich ein Garten mit Obst, Gemüse und Blumen. Ging ich den Mittelweg entlang, streichelte ich die schönsten Blüten.

Hatte mir meine Mutter meine Mahlzeit verabreicht und ich fühlte mich gesättigt und zufrieden, streichelte ich ihre Wangen und sagte: „Ei“. Einmal fütterte mich eine andere Frau ab, weil meine Mutter hatte wegfahren müssen. Mein Essen hatte mir gut geschmeckt, und ich hatte auf ihrem Schoß gesessen. Sie war doch für mich fremd. Nach längerem Zögern machte ich trotzdem „Ei“. Als meine Mutter zurückkam, fragte sie, wie alles gelaufen sei. „Die kleine Luise hat gut gegessen, hinterher sogar „Ei“ gemacht.“ Das ärgerte mich. Über solche Dinge spricht man doch nicht. Dies ist meine früheste Erinnerung.

An unseren Garten schloss sich der Garten des Dorfschullehrers an. Wenn meine Schwester Marianne und ich unter dem schadhafte Drahtzaun hindurch krochen, trafen wir Gudrun und Brunhilde, Duda und Lila, die beiden Lehrerstöchter. Wir spielten mit ihnen in der Sandkiste oder tollten mit Trolli, unserem Dackel, umher. In der Sandkiste hatten wir Blechförmchen zum Kuchenbacken. Ich verspeiste einen der von uns gefertigten Sandkuchen, das gehörte zum Spiel. Unser Kindermädchen sah das, war entsetzt und berichtete davon meiner Mutter. Diese äußerte gelassen: „Sand reinigt den Magen.“

Wir drei Geschwister saßen um unser Tischchen herum, um zu spielen. Wir kabbelten uns. Ich wollte mir irgendetwas nicht gefallen lassen, langte von meinem Stühlchen aus quer über den Tisch und fiel herunter. Mein Schlüsselbein war angebrochen, und ich bekam zu hören: „So was kommt von so was her, wenn das nicht gewesen wär“, niemand fragte nach dem Grund des Streites, und ich musste lange einen großen Verband tragen.

Ich schnitt Papierpuppen aus und stellte sie in Reihen auf. Sie sollten „zur Kirche gehen.“

Einmal fragte ich meinen Vater, warum in der Bibel, in den Liedern und in den Gebeten immer nur vom Vater und dem Sohne die Rede sei, schließlich seien Mutter und Tochter doch auch wichtig. Er empfahl mir, nicht solch dumme Fragen zu stellen. Ich wüsste es doch selber, und im Himmel gäbe es kein Geschlecht.

Einmal schlug der Blitz in unseren Kirchturm ein und zerstörte den Turm. Auf dem Dach der Pfarrscheune stand ein Bäumchen, wohl im Kot eines Vogels gewachsen. Das beeindruckte mich ebenso wie die Storchennester in der Nachbarschaft. Wenn ich ein Haus malte, gab es auf dem Dach stets ein Bäumchen und ein Storchennest.



Als ich später in Erfurt in der Schule ebenso malte, waren meine Lehrerinnen nicht einverstanden. Das Storchennest ließen sie noch gelten, aber der Baum hätte bestimmt hinter dem Haus gestanden und nur über das Dach geguckt. Ich widersprach, aber keiner wollte mir glauben. Resigniert malte ich schließlich die Bäume vor oder neben die Häuser.

Beim Spielen rutschten wir oft auf dem Fußboden herum. Vom Hinfallen hatten wir immer aufgeschlagene Knie; die störten mich nicht, wohl aber die verschiedenfarbigen Stopfen in den Strümpfen vorn an den Kniescheiben.

Als drittes Kind musste ich auch die Strümpfe meiner Geschwister auftragen. Da kam mir eine Idee; ich war wohl fünf Jahre alt. Ich suchte in der Wohnung alle Scheren zusammen, die ich finden konnte, und suchte die geeignetste aus, um an meinen Strümpfen fein säuberlich die hässlichen Stopfen herauszuschneiden. Nun schauten meine Knie durch die großen Löcher. Meine Mutter suchte nach einer Schere, fand mich so und berichtete davon meinem Vater. Er hielt mir eine Strafpredigt, dass ich die Arbeit meiner Mutter missachtet hätte, und schlug mich. Ich weinte bitterlich. Wenige Minuten später kam meine Mutter, pustete auf die wehen Stellen und tröstete mich. Ich begriff sie nicht; sie selber hatte mich doch beim Vater verpetzt. Ich brauchte nie mehr Strümpfe mit großen Stopfen an den Kniescheiben anzuziehen. Erst viel später wurde mir klar, warum sie dem Vater meine zerschnittenen Strümpfe gezeigt hatte. Er gab ihr zu wenig Geld für den Haushalt. Sie hatte kein festes Wirtschaftsgeld, musste um jeden Geldschein bitten. Er kaufte und bestellte viel theologische Literatur.

Ehe wir in den Sommerferien an die See fahren, machte meine Mutter ihren Mann darauf aufmerksam, dass er einen neuen Anzug brauchte. Als der gekauft war, bat sie für sich um ein neues Kleid. Sie gefiel ihm auch in den vorhandenen Kleidern, und es musste gespart werden.

In Binz auf Rügen wurden in einem Privathaus für uns drei Zimmer gemietet. Wir gingen täglich zum Strand, badeten, suchten Muscheln, bauten Burgen, waren glücklich. Zum Mittagessen gingen wir ins Restaurant, wurden aber nie richtig satt, und Nachschlag gab es erst, wenn alle Gäste bedient waren. Spätestens in der zweiten Woche kaufte meine Mutter selbst für uns ein, bereitete alles vor, sodass die Wirtin die Kochtöpfe schon aufsetzen konnte, ehe wir kamen. Am Nachmittag führte unser Vater die Familie in die Eisdielen. Er meinte es gut mit uns, war nur unpraktisch. Unsere Mutter dachte schon darüber nach, dass wir neue Wintermäntel brauchten. Für sie gab es keinen echten Urlaub.



Beim Strandburgen-Wettbewerb in Binz gewannen wir einen großen Pralinenkasten.

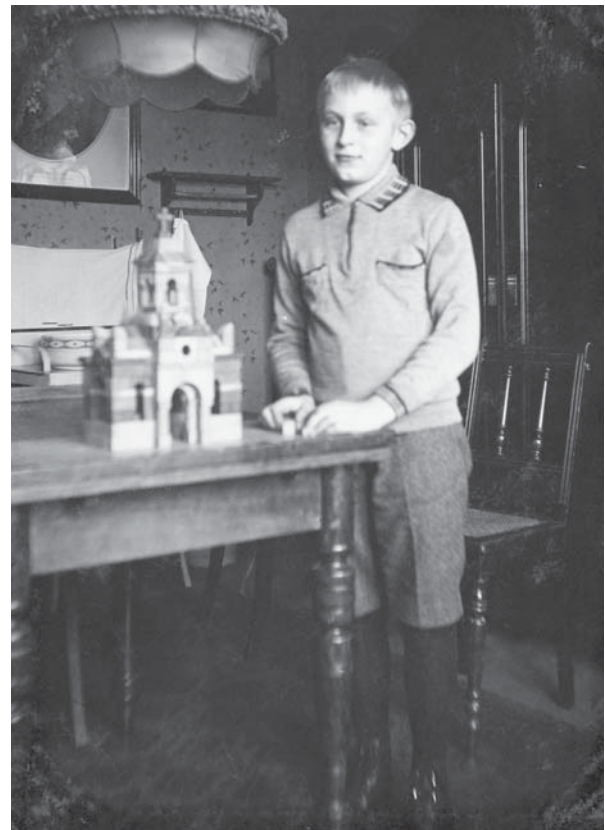


Marianne mit ihrem Puppenwagen
(links oben)



Luise mit Puppe Eva
(rechts oben)

Hans-Georg
mit seinem Steinbaukasten (rechts)





Es war uns eine besondere Freude, wenn die Schwestern unserer Eltern, unsere Tanten, uns zu zweit oder einzeln besuchten, sich unsere Wohnung in Erfurt anzuschauen. Die eine brachte mir das Buch vom Weißmäuschen mit, andere ein Strickliesel, ein Blumenquartett, eine große Puppe, die „Mama“ sagen konnte. Wir durften ihnen unsere Spielsachen zeigen, von der Schule berichten. Sie erzählten uns von ihrem Leben als Lehrerinnen und von ihren Reisen. Sie spielten mit uns Halma, Mühle, Dame und Quartett, gingen mit uns ins Freibad. Wir durften ihnen die Stadt zeigen, Dom und Severikirche, die mit Häusern bebaute Krämerbrücke in Alt-Erfurt. Es gab Sonntagsausflüge zu den drei Quellen, wo Brunnenkresse angebaut wird, die im warmen Quellwasser auch im Winter gedeiht, nach Neudietendorf, zum Rabenhügel.

Wie sollte meine neue Puppe heißen? Ich fragte meine Eltern, ob Brigitte oder Helga der schönere Name sei. Das sei eine neue Mode mit den germanischen Namen, sagte mein Vater, die seien in unserer Familie nicht üblich. Er schlug mir Magdalene oder Gertrud vor. Diese Namen gefielen mir nicht. Eigentlich darf doch die Puppenmutter den Namen ihrer Puppe bestimmen, fand ich. Schließlich resignierte ich und nannte die schöne Puppe Eva.

Wo konnte ich Eva zu Bett bringen? Ich besaß nur einen ganz niedrigen Puppenwagen, den meine Schwester abgelegt hatte, als ihre Patentante ihr einen schönen großen Puppenwagen geschenkt hatte. Zu meinem Puppenwagen musste ich mich hinunter bücken, hätte drum gern auch einen großen Puppenwagen gehabt. Dafür war kein Geld da. Meine Mutter fand, wir könnten beide mit dem gleichen Puppenwagen spielen. Sie und ihre vier Schwestern hatten auch keine fünf Puppenwagen besessen. Das sah ich ein. Doch Marianne erlaubte mir nicht, Puppe Eva neben Puppe Christine schlafen zu legen. Man habe ihr persönlich den Puppenwagen geschenkt. Wir durften ja auch nicht mit den Steinbaukästen und der Eisenbahn unseres Bruders Hans spielen. Wir ließen ihn gern bei der Puppentaufe mitspielen, brauchten doch einen Pastor. An der Puppen-Kaffeetafel waren ihm die Puppentassen zu klein, und er trank den Kakao gleich aus der Kaffeekanne.

Als ich meiner Schwester über den Kopf wuchs, empfand sie das als Kränkung. Ich hatte selbstverständlich stets die von ihr abgelegten Kleider auftragen müssen, bis wir gleich groß waren. Aus zwei zu klein gewordenen Kleidern wurde dann eins gemacht.

Als sie ihre Schulfreundin Hilde Urff besuchen wollte, bat meine Mutter sie, mich, die kleine Schwester, mitzunehmen. Sie tat es, und Hilde spielte fröhlich mit uns beiden. Später beklagte sich Marianne oft, dass ich nie aufgefordert wurde, sie mitzunehmen, wenn ich meine Freundin Ruth besuchte.



Meine Mutter half Marianne bei den Schularbeiten, übte mit ihr Diktate. Ich wollte auch mit schreiben und machte weniger Fehler als meine ältere Schwester. Nie wurde ich für gute Schulleistungen gelobt, die gute Zensur sei Lob genug. Am Zeugnisstag empfing uns meine Mutter mit Eierstullen und Kakao, Geldgeschenke für gute Noten gab es nie. Ich begriff, es sollte sich niemand zurückgesetzt fühlen. Stets betonte meine Mutter, sie habe uns alle gleich lieb.

Als wir älter wurden, brauchten Marianne und ich nicht mehr um sieben Uhr schlafen zu gehen, durften wie mein Bruder bis acht Uhr im Wohnzimmer sitzen. Marianne fand, das dürfe man mir erst in zwei Jahren erlauben, ich sei so viel jünger. Sie empfand mich als Rivalin.

Wir machten gern Handarbeiten, stickten für den Vater Bibel-Lesezeichen, häkelten für die Mutter Topflappen. Mal strickten wir ihr eine große Kunststrickdecke, Marianne die Musterrunden, und ich durfte die Runden mit ausschließlich rechten Maschen stricken. Fragten wir unsere Mutter, was sie sich wünscht, bekamen wir stets zu hören: „Artige Kinder, die sich gut vertragen.“

Wir hatten im Garten schöne Obstbäume, Grasflächen und Blumenbeete, sogar eine hölzerne Laube, mit Je-länger-je-lieber umrankt. Wenn die Gemüsebeete abgesteckt waren, halfen wir gern beim Säen, Pflanzen und Gießen. Wir sahen, wie alles wuchs, blühte und reifte, durften aber nichts nehmen außer Fallobst oder die kleinen Monatserdbeeren.

Im Garten wurden drei Kinderbeete angelegt, wo wir säen und pflanzen konnten, was wir wollten. Wenn alles grünte und blühte, fragten wir oft unsere Mutter, welches der Beete am schönsten sei. Sie antwortete diplomatisch: „Bei Hans möchte ich Erdbeere sein, Marianne hat die schönsten Stiefmütterchen, bei Luise gedeihen die Radieschen besonders gut.“

Wir durften nur unsere eigenen Beete abernten. Wir sahen ein, dass wir die großen Erdbeerbeete nicht zertreten durften. Wir bekamen im Sommer ja jeden Mittag einen großen Teller voll gezuckerter Erdbeeren mit kalter Milch und am Sonntag Erdbeeren mit Schlagsahne. Beim Pflücken und Abbeeren der Johannisbeeren halfen wir gern. Waren wir durstig, gab es Saft mit Wasser, und die schönen Äpfel wurden eingekellert für den Winter.

Wenn wir das Unkraut aus den Kiessteigen hacken oder im Rasen Löwenzahn austechen sollten, drückte ich mich gern, erklärte, für die Schule schreiben oder lernen zu müssen. Ich schlug vor, Unkrautvertilgungsmittel zu kaufen. Meine Mutter machte mir klar, dass wir doch den Salat, der daneben wuchs, ohne Gift essen wollten.



Immer wieder gab es Streit zwischen uns Geschwistern. Wir sollten artig sein und uns vertragen. Dabei zieht die Jüngste stets den Kürzeren. Ich klagte meiner Schulfreundin Ruth mein Leid, wollte gern in Harmonie leben. Gern hätte ich mit ihr das Elternhaus getauscht, wenigstens einmal für eine Woche oder auch nur einen Tag. „Das geht nicht!“ sagte Ruth, ihre Eltern würden das nicht erlauben.

Ich ertrug die ständigen Reibereien zu Hause nicht, und auch mein Darm verarbeitete die Nahrung nicht mehr richtig. Ich musste mich übergeben und bekam Bauchschmerzen. Zwei Ärzte diagnostizierten Blinddarmreizung. Dr. Blüher wollte mich am Blinddarm operieren, Dr. Öhler mich stationär beobachten, um die Operation möglichst zu umgehen. Ich kam ins Krankenhaus, meine Mutter besuchte mich täglich, brachte mir eine Banane, ein Stück Kuchen, ein anderes Mal ein Glas Sauerkirschen und eine Tüte Zucker mit. Als sie gegangen war, hörte ich, wie eine Krankenschwester zur anderen sagte: „So ein Unverstand! Man bringt doch einem kleinen Mädchen keine Sauerkirschen mit.“ Das ärgerte mich. Ich empfand diese Äußerung als Beleidigung für meine Mutter. Deshalb bat ich die Schwester um ein Schälchen mit Sauerkirschkompott, ließ Zucker darüber streuen und aß es leer, am nächsten Tag wieder, bis das große Glas leer war. Die Liebe zu meiner Mutter half mir, die Erkrankung ohne Operation zu überwinden, und ich wurde wieder gesund.

Die Politik dringt in unser Leben ein

1932 sollte Adolf Hitler nach Erfurt kommen und zur Bevölkerung sprechen. Ich fragte meinen Vater, ob er auch zur Wahlversammlung gehen wollte. Er lehnte dies ab, er würde Hitler bestimmt nicht wählen. Das sei kein Vorurteil, er wüsste aus der Zeitung genug über ihn. Adolf Hitler sei katholisch, ohne zu praktizieren, ohne zur Messe und zur Beichte zu gehen. Er sei unverheiratet und habe kein geordnetes Familienleben. Solche Leute seien Fanatiker und zur Staatsführung nicht geeignet. Ich fragte: „Und warum erlaubst du dem Hausmädchen, zur Versammlung zu gehen?“ „Für die ist doch die Rede nicht wichtig, die versteht sie kaum. Die will dort einen Mann finden, das ist etwas anderes.“

Mein Vater war Mitglied der Bekennenden Kirche. Er erfuhr mehr über die politischen Ereignisse, als in den Zeitungen stand und besprach alles mit uns am Familientisch. Gelegentlich kamen Polizisten in die Kirche, seinen Gottesdienst zu überwachen. Manchmal wurde er zur Gestapo bestellt. Einmal sollten auch Marianne und ich mit verhört werden. Ein Beamter warf Marianne vor, sie sei in der Schule beim Singen des Horst-Wessel-Liedes nicht aufgestanden und schimpfte sie laut aus. Dann